

Julia Paulus/Marion Röwekamp (Hrsg.), Eine Soldatenheimschwester an der Ostfront. Briefwechsel von Annette Schücking mit ihrer Familie (1941–1943) (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 76), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2015, 653 S., geb., 64,00 €, auch als E-Book erhältlich.

Julia Paulus und Marion Röwekamp haben mit der Herausgabe der Feldpostkorrespondenz von Annette Schücking mit ihrer Familie, ergänzt durch ihr Tagebuch und viele Fotografien, Material für gleich zwei bislang zu wenig untersuchte Themen bereitgestellt: Feldpostbriefe von Frauen sowie Aufgaben und Struktur von Soldatenheimen im Zweiten Weltkrieg. Darauf verweisen auch die Herausgeberinnen in ihrem Vorwort zur Genese der Edition und ihren erläuternden Beiträgen (S. 12).

„Der Krieg ist Vater aller Dinge“ – dieses Zitat prägte auch die Ende des 20. Jahrhunderts einsetzende Feldpostforschung. Folglich suchte man Briefe von Frauen, die den Krieg nicht zu Hause, sondern in Frontnähe und in militärischen Strukturen miterlebten, meist vergebens. Das lag nicht daran, dass sich solche in den Sammlungen nicht finden ließen. Feldpost galt schlicht als Post von Soldaten, also Männern. Dies änderte sich nachdrücklich erst mit Beginn des 21. Jahrhunderts. Ebenso ist die Forschung zur Geschichte der Soldatenheime, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg begann, bislang eher dürftig. Bei der Betrachtung des Kriegs dominierte lange Zeit das eindeutig Militärische.

Im vorliegenden Band erhellt Ulf Morgenstern in einem Beitrag die Geschichte der Familie, die „seit dem 17. Jahrhundert [...] zur juristisch gebildeten Verwaltungs- und Beamtenelite des Münsterlandes“ gehörte (S. 15). Annette Schücking ist also keine ‚einfache‘ Krankenschwester, sondern studierte Jura wie ihr Vater, der als linksliberaler Rechtsanwalt 1933 Berufsverbot erhielt. Da auch sie 1941 Probleme mit ihrem Referendariat bekam, absolvierte sie nebenbei eine Ausbildung beim DRK und ließ sich schließlich zum Aufbau eines Soldatenheims in der Ukraine verpflichten. Aufgrund dieser diskriminierenden Erfahrungen könnte man annehmen, Schücking hätte zum NS-Regime eine grundlegend kritische Distanz. Doch dem ist nicht so. Einmal im Kriegsalltag angekommen, identifiziert sie sich mit den Verhältnissen. Sie berichtet von der Ukraine in einer Mischung aus Abenteuerlust, Entsetzen über die unterentwickelte Infrastruktur und Versorgungslage sowie kühlem Interesse an dem fremdartigen Land und seinen Bewohnern. Die deutsche Herrschaft erscheint ihr sinnvoll und notwendig, die Eroberung des Ostens als Akt der Kolonialisierung unterentwickelter Völker. Dass die Deutschen Kulturbringer im europäischen Osten seien, war seit dem 19. Jahrhundert eine im Bürgertum weit verbreitete Vorstellung: Die Russen seien „völlig unfähig, selbständig und aus eigener Initiative zu arbeiten“ (S. 234).

Verhalten, mitunter lapidar und meist ohne ersichtliche Anteilnahme berichtet Schücking von der Verfolgung und Ermordung der ukrainischen Juden. Aus Zwiabel¹ schreibt sie: „Es gibt keinen Brotladen, keinen Friseur, einfach nichts. Dabei ist es eine grosse Stadt. Aber die Juden, die meist die Geschäfte hatten, sind eben alle tot“ (S. 145). Die Ermordung der Juden gilt ihr gar als erforderlich für einen schnellen Krieg: „Unausdenkbar lange hätte er gedauert, wenn wir nicht die Juden alle erschossen hätten“ (S. 201).

Dieser distanzierte Ton hat nichts mit möglicher Angst vor der Postzensur zu tun. Er findet sich auch in ihren Tagebucheintragungen und in Briefen, die sie Bekannten mitgibt, die also nicht durch die Feldpostzensur gehen. Besorgte Äußerungen zum Thema kommen ebenso von ihrer Mutter aus der Heimat, allerdings in einem deutlich emotionaleren Ton: „Welch eine Tragödie mit den Juden. Das ist alles ganz unfassbar, ganz unvorstellbar“ (S. 486). Obwohl zahllose Wehrmachtsangehörige und andere Deutsche die Verbrechen im Osten Europas miterlebten oder von ihnen unmittelbar hörten und wussten, sind selbst solche zurückhaltenden Äußerungen eher selten. Der Funker Wilhelm Molden-

¹ Heute: Nowohrad-Wolynskij, Ukraine.

hauer beispielsweise hielt sich des Öfteren in ukrainischen Orten auf, von denen heute bekannt ist, dass dort Kriegsverbrechen verübt wurden, ohne dass er dies in seinen ansonsten sehr ausführlichen Briefen oder in seinem Tagebuch auch nur andeutete.² Dass die Berichte über Verbrechen bei Schücking im Laufe der Zeit abnehmen, obwohl die Situation die gleiche bleibt oder gar eskaliert, ist ebenfalls typisch für die Feldpost. Wenn grauenhafte Erfahrungen sich wiederholen, werden sie oftmals nicht mehr thematisiert. Das ist ein psychologischer Schutz für die Schreiber selbst und für ihre Angehörigen.

Obwohl akademisch gebildet, weiß Schücking, wie beinahe alle Deutschen fast nichts von der Geschichte, Geografie und Kultur Osteuropas und sieht den „ärmlichen und in ihren Augen ‚primitiven‘ Lebensstatus vorrangig als Fortsetzung einer unter anderem unter der sowjetischen Herrschaft betriebenen Ent-Kultivierung“ (S. 69). In ihre Meinung über die „faulen“, „dreckigen“ und „stehlenden“ Juden, Russen oder Ukrainer finden zunehmend Elemente der NS-Propaganda Eingang. Die Arbeit im Krieg, wenn auch in einem Soldatenheim, lässt sie unmerklich in die Wehrmachtsmaschinerie und die brutale Art der Kriegsführung hineinwachsen, lässt sie härter werden. Im Januar 1952 schreibt sie: „Meine Kameradin ist auch von der Härte, die man im Osten braucht. [...] Ich bin mit ihr überhaupt nicht befreundet, nur lebe mit ihr in einer völlig männlichen Kameradschaft zusammen“ (S. 216). Hier wird deutlich, dass der Kriegsalltag geschlechtsdifferenzierte Sichten, soweit vorhanden, oft nivelliert. Ähnlich wie die Briefe der Krankenschwester Brigitte Penkert³, sind die von Schücking inhaltlich ein Gegenentwurf beispielsweise zum gedanklichen Ansatz in Swetlana Alexijewitsch' Buch „Der Krieg hat kein weibliches Gesicht“.⁴ Penkerts und Schückings Äußerungen sind nicht spezifisch weiblich, sondern identisch mit denen der Mehrzahl der Wehrmachtssoldaten. Die Krankenschwestern, ebenfalls in hierarchischen Strukturen und Uniformen steckend, passen sich sukzessive den Soldaten an. Schücking ist von dieser Welt fasziniert. „Man lernt wirklich so viele, nette, todanständige Kerle kennen, und das muss ich sagen, der Durchschnitt unserer Landser ist fabelhaft. [...] Das ist sicher, die Front wird nie versagen“ (S. 179).

Viel Kraft erforderte die Organisation des Alltags unter den erschwerten Bedingungen. „Also ich brauche noch für mein Heim eine ganze Anzahl von Sachen, die ich auch in Rowno (103 km entfernt), wo wir unsere Einkäufe machen, nicht bekommen kann“ (S. 144). „Es ist manchmal schwierig, denn für die Massen Verpflegung zu beschaffen, ist verdammt schwierig, schon allein Brot und Kaffee. [...] Ich habe einmal geweint abends, als ich nichts hatte, und die Leute das nicht verstehen konnten“ (S. 286f.). In diesem Punkt unterscheiden sich die Briefe nicht sehr von denen, die Soldaten verfassten. Im Kriegsleben sind Verrichtungen des Alltags Fluchtbewegungen – auch in den Berichten darüber. Schücking ist zu großen Opfern bereit, versucht eigeninitiativ, alles ihr Mögliche zu einem erfolgreichen Kriegsverlauf beizutragen. Aufgehoben fühlt sie sich in einer Kameradschaft, die ihr im Frieden unmöglich ersieht.

Im März 1942 schreibt Annette Schücking an ihren Vater: „Das ist sicher, ich bin Pazifistin geblieben. Der Krieg ist grausig, ein Verbrechen ihn anzuzetteln“ (S. 255). Hier zeigt sich die Zerrissenheit der Briefeschreiberin, die ihr aber offenbar nicht bewusst ist. Noch fühlt sie sich einer Vergangenheit mit humanistischen Ideen verbunden und ist doch schon aktiver Teil einer mörderischen und inhumanen Gegenwart. Sie fühlt sich zum Schulterschluss mit den „Volksgenossen“, besonders den Soldaten verpflichtet. Menschlichkeit ist eine ihr wichtige Lebenseinstellung, jedoch keine universale Idee mehr. Sie bezieht sich nur noch auf deutsche Soldaten, das eigene Volk.

Schücking denkt augenscheinlich nicht über die Ursachen, die Ziele oder die Sinnhaftigkeit des Kriegs nach. Generell ist der Krieg merkwürdig abwesend. Er scheint nur auf in den Beschreibungen der Wehrmachtangehörigen, die in den Soldatenheimen kurzzeitig Ruhe und Erholung suchen. Diese Ausblendung des militärischen Kampfs fand sich bereits in den Selbstdarstellungen und im Selbstver-

² Jens Ebert, Im Funkwagen der Wehrmacht durch Europa. Balkan, Ukraine, Stalingrad. Feldpostbriefe des Gefreiten Wilhelm Moldenhauer 1940–1943, Berlin 2008.

³ Jens Ebert/Sibylle Penkert, Brigitte Penkert. Briefe einer Rotkreuzschwester von der Ostfront, Göttingen 2006.

⁴ Swetlana Alexijewitsch, Der Krieg hat kein weibliches Gesicht, Berlin 1987.

ständnis der Betreiber von Soldatenheimen im Ersten Weltkrieg, die die Heime als Inseln des Friedens ansahen.⁵

Die Briefe Schückings sind ein Beispiel für die Akzeptanz von Teilen der NS-Ideologie in bürgerlichen Kreisen, die dem Nationalsozialismus anfangs durchaus reserviert gegenüberstanden, sich aber im Laufe der Zeit durch den Druck der Ereignisse immer mehr in das System einpassten und in ihm funktionierten.

Jens Ebert, Berlin

Zitierempfehlung:

Jens Ebert: Rezension von: Julia Paulus/Marion Röwekamp (Hrsg.), Eine Soldatenheimschwester an der Ostfront. Briefwechsel von Annette Schücking mit ihrer Familie (1941–1943) (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 76), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2015, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 56, 2016, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81710>> [31.3.2016].

⁵ Vgl. *Paul Humberg*, „Friedensarbeit im Kriege“. Über die Arbeit in Soldatenheimen im Osten 1915–1918, hrsg. von *Jens Ebert* und *Martin Humberg*, Bonn 2014.